

## Hermann Huber

Von ERWIN POESCHEL | Mit  
acht Abbildungen auf vier Tafeln<sup>1</sup>

Es ist immer noch ein Rest des Glaubens an ein klassisches Ideal, wenn der schweizerischen Kunst gerade da, wo sie am reinsten ist, oft nur mit respektvoller Achtung begegnet wird. Durchgangsland nach Bestimmung der Lage, von den aus größeren Kulturbecken heranbrandenden Wellen bespült, zwar durch einen zentralen staatlichen Gedanken geeint, jedoch verschiedenen Stammes, ist die Schweiz nicht der Boden, wo in heiterer Selbstverständlichkeit hesperische Frucht gedeiht. Vielmehr ist ihre uralte Sendung, im Wirbel der aufeinanderprallenden Winde zu stehen, das Gegensätzliche zu verzahnen, die Not der Spannung zwischen Polaritäten zum Agens seines geistigen Lebens zu machen. Der nie ganz aufgelöste Rest zwischen den Gegensatzpaaren — mögen sie welsch und deutsch, romaniſch und germaniſch, ſüdlich und nördlich heißen — dieses Reservat der Unerlöſtheit, das ist vielleicht der intimste Reiz einer Kunst, die unter solcher Konstellation geboren.

Die Vermischung von Gegensätzlichem macht auch den Zauber der Landschaft aus die Huber in den letzten Jahren zum Raum seines Schaffens gemacht. Innere Wahlverwandtschaft mag den Zürcher — vordem weit umhergetrieben, in Palästina, in Algier, in Italien und Frankreich — dem Bündnerland und hier besonders dem oberen Prätigau, der Gegend um Klosters, verbunden haben, wo Sanftes sich mit Herbem verbindet zu einem jungmännlichen Gesicht. Wer aus der Anmut des Bodenseebeckens und der ausladenden Fruchtbarkeit des Rheintales hierher kommt, der sieht eine strenge Welt von dramatisch getürmtem Fels und Firn; wer aber von weiter oben herabsteigt und etwa die urweltliche Einsamkeit des Engadins noch im Gefühl hat, der spürt sich vom ersten Gruß der Ebene mild berührt. Junges Laub leuchtet und im dichteren Gras stehen weiß die ersten blühenden Bäume. Und das: in einem Sinn, den es nach Anmut, nach lyrischer Hingabe und Träumerei verlangt, dieses Gran Härte, dieses: es niemals zu leicht haben wollen, das ist das Zeichen der Kunst Hubers.

Denn von den ersten Anfängen an zeigte sich bei diesem Maler (der damals noch stärker ein Zeichner war) eine erstaunlich frei fließende Begabung, eine ganz seltene Ergiebigkeit des Talenten, dem nichts versagt schien. Die Leichtigkeit der Hand verlockte zu vielen Wandlungen der Schrift; Landschaften, Menschen, vergangene Epochen gestalteten im Wechsel der Jahre und der Berührungen seine Mittel, manchem wohl schien er ein Mensch mit vielen Masken; aber sieht man heute dahinter auch in diesen Zeiten sein Gesicht, so findet man in den vom Faltenwurf der Beurerer Schule umhüllten Gestalten der Jerusalemer Zeit wie in den gotisch anmutenden Knaben auf dem Limmatsteig als Eigenstes gleicherweise jene merkwürdig anziehende, all seinen Gestalten immer bleibende Mischung von naturhaftem Dasein und einem nach innen Sinnenden, etwas schwerblütigen Zug. Nie spürt man Krampf oder Kampf, nie auch Aktion, aber die Luft am reinen, unbeschwertem Dasein ist — will man darin südlich-nördliche Amalgamierung erkennen? — nie ganz frei vom grunddeutschen: das Leben als Aufgabe betrachten. So wird man Huber, wie deutschschweizerischer Kunst überhaupt, mag man sie in Gotthelf, Keller oder Hodler suchen, nie ganz gerecht werden, wenn man ihre ethische Fundierung überieht. Dieses Grundgefühl wird auch den Künstler in allem leichten Gelingen nie haben zur Ruhe kommen lassen. Die rasch und eigentümlich gefundene Geste, wie sie den Knabengestalten seiner frühen Graphik eignet, die sanfte Kantilene des Geigers mit den drei Mädchen in einem Boot, überhaupt der liedhafte Zauber all dieser früheren Werke, es mag ihm alles zu leicht hin-schwingend gewesen sein. Und gerade als ihm — vor einigen Jahren — von französischen Meistern an-

<sup>1</sup> Die Reproduktion der Bilder erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlages von Müller & Co. in Potsdam.